

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30

Grand Island, Nebr., 27. August 1909. Zweiter (Theil.)

Nummer 1.

Sommershöhe.

Nach wiegen sich im Sonnenschein
Die Blüten auf den Stengeln.
In meine Stille klingt herein
Der Ton von Sensendengeln.

Hab' nun so oft den Ton gehört,
Wenn voll der Weizen raufchte,
Und immer doch wie leis verflücht
Mein Herz den Sennen laufchte.

Ein Menschenleben hört es oft;
Langsam reißt seine Ernte,
Wenn es auf Träume, heiß erhofft,
Schon still verzichten lernte.

Und jedes Jahr bei diesem Ton
Die Schatten länger greifen.
Was banst du, Herz, als spürst du
Die kalten Schauer streifen?

Charitas.

Von Georg Persch.

Der Beamte, der ihm zwei Tage
vorher sein schriftliches Gesuch abge-
nommen hatte, deutete, als im Neben-
zimmer ein Glotzenzeichen gegeben
wurde, auf die Portiere.
„Treten Sie ein, Herr!“
Seinen schätzbaren Schlüssel in der
Hand behaltend, entsprang Konrad
Eichberg der Aufforderung.

Das Zimmer, dessen Schwelle er
überschritt, war ein großer, hoher
Raum. Auf einem Schreibtisch in der
Mitte brannte eine elektrische Lampe.
Ein dunkelgrüner Schirm engte den
Lichtkreis jedoch so ein, daß selbst die
Person, die hinter dem Tische saß, im
Schatten verschwand.

Eichberg verbeugte sich, ohne zu wis-
sen vor wem.

„Sie haben sich an unseren „Charitas“
gewandt, damit diese Ihnen zu
einer Beschäftigung verhelfen möge.
Sind Sie in sehr großer Nothlage?“

Eine gedämpfte Frauenstimme hatte
diese Worte gesprochen und unliebsam
überrascht hatte er zugehört.

Wenn er geahnt hätte, daß er Weib-
ern würde Rede stehen müssen, nichts
würde ihn zu diesem Bittgang ver-
mocht haben.

Er nickte nur.

„Wie lange sind Sie im Lande?“

„Drei Jahre.“

„Und es ist Ihnen noch nicht gelun-
gen, einen lohnenden Erwerb zu fin-
den?“

„Nein.“

„Und die Ursachen?“

Er lachte rauch.

„Ich bin wohl zu dumm für Ame-
rika! Außerdem bin ich ein ausge-
machter Bekoogel! Genügt Ihnen
das?“

„Nicht ganz. Doch warum nehmen
Sie nicht Platz?“

Mittraulich rückte er sich einen
Stuhl zurecht.

Die wollte ihn augenscheinlich noch
härter verhöhren, ihm womöglich den
ganzen Lebenslauf ausfragen, damit
seine Würdigkeit für einen Tropfen
charitativen Barmhertzigkeit zu vollkom-
men zweifelhaft festgelegt werde. Eine
noble Mißbilligung!

Und als ob er einen Hinterhalt
fürchte, so spähte er in das Halbdun-
kel hinein.

Er sah aber nicht mehr als die Um-
risse einer Frauengehalt; deutlich nur
eine feine, ringelgeschmückte Hand, die
auf der Sessellehne lag.

Er fühlte auch nicht, wie zwei Augen
jeht, wo sein Kopf dem Lichte näher
war, fersend auf ihm ruhten, auf
seinen eingefallenen, blauen Augen,
in die das Leben mit hartem Griffel
so manche getäufelte Hoffnung, so
manche sorgenvolle Stunde einge-
schrieben hatte.

Würden Sie jede Thätigkeit er-
greifen, die wir Ihnen zuweisen?“

„Wäre ich zu Euch gekommen, wenn
ich noch die Wahl hätte?“ wollte er
erwidern. Er sagte aber nur: „Mir
ist alles recht!“

„Und trotzdem wußten Sie sich als
kein nicht mehr zu rathen?“

„Auch ich Ihnen darauf antworten,
Madame? Ich denke, meine Anwesen-
heit wäre Antwort genug!“

Sie hob befriedigend die Hand.

„Bitte, keine falsche Empfindlichkeit!
Ein Vorwurf sollte das nicht sein.
Unsere Vereinigung verweigert selten
ihren Beistand, sie fordert aber eines:
volle Offenheit, Aufrichtigkeit!“

„Aha, das Verhör!“ dachte er. „So
fragen Sie mich nur ab, was ich Ihnen
nach Ihren Aussagen an Offen-
heit und Aufrichtigkeit schulde!“

Sie überhörte den Spott.

„Nach den Erkundigungen, die wir
eingezogen haben, waren Sie nicht
mittellos, als Sie vor drei Jahren
hier anlangen.“

„Ich besah noch einen Rest von der
Abfindungssumme, die mir die Ver-
wandschaft für den Verzicht auf die
Erbfolge einzahlte.“

„Und haben Sie Ihr Geld wieder-
bekommen?“

„Mein Geld? Ich habe mir einge-
bildet, ich hätte es nicht beisehen.“

„Und auch in Ihrer jetzigen Lage
haben Sie keine Schritte gethan, die
Schuld einzufordern?“

zu verschwinden. Meine leichtsinnigen
Streiche hatten sämtliche Dinkel und
Tanten der Familie um den Schlaf
gebracht.“

„Sie fuhren erster Klasse und er-
weckten den Eindruck eines wohlhaben-
den Mannes!“

„Das Billett erster Klasse gehörte
zu dem letzten verwandtschaftlichen
Opfer. Ich hatte es mir ausbedungen,
weil ich damals noch auf ein
standesgemäßes Auftreten hielt. Aus
derselben Gewohnheit dürfte sich mein
Verhalten als wohlhabender Mann
erklären lassen.“

„Sie beteiligten sich an Wetten,
die unter den Passagieren abgeschlos-
sen wurden!“

„Auch das ist Ihnen bekannt? Nun
ja — ich habe mitgewettet!“

„Und Sie gewannen?“

„Mitunter. Als ich landete, war
meine Baarschaft aber doch auf etwa
tausend Mark zusammen geschmol-
zen.“

„Gewannen Sie nicht einmal eine
große Summe?“

Konrad Eichberg strich sich nach-
denklich über die Stirn.

„Jawohl! Einmal gleich zehntausend
Dollar.“

„Aber es war nur ein
Scherz! Nach vierundzwanzig Stun-
den war das Geld wieder in die Tas-
che seines früheren Besitzers zurück-
gewandert.“

„Ein Scherz? Sie trieben Scherz
mit einer Summe, die für Sie ein
Vermögen bedeutete?“

Ueber sein Gesicht huschte ein verle-
genes Lächeln.

„Ich konnte das Geld nicht behal-
ten, Madame! Der Verlierer durfte
es nicht verlieren. Er hatte mir die
Wette selbst vorgeschlagen und sie war
regulär von mir gewonnen worden,
ich war auch sehr vergnügt, als ich die
Zehntausend — ich hatte nur einen
kleinen Betrag dagegen zu setzen
brauchte — einstecken konnte! Daß
der Mann furchtbar aufgeregt war,
als er sich von dem Bündel Banknoten
trennen mußte, merkte ich wohl, doch
der eine verliert eben so, der andere
so! Reich mußte er sein, sonst würde
er nicht die für ihn so ungünstige
Wette proponiert und mir förmlich
aufgedrängt haben!“

„Und trotz aller dieser Erwägungen
glauben Sie das Geld nicht behalten
zu dürfen?“

„Nein, und Sie mögen selbst ur-
theilen: Jener Herr war schon einmal
durch seine Wetsucht ruiniert worden
und hatte sich nur schwer wieder hin-
auf gearbeitet. Er hatte seiner Frau
und seinen Kindern das feste Ver-
sprechen gegeben, nie wieder wetten oder
spielen zu wollen, und es war das
erste Mal nach sehr vielen Jahren,
daß er auf der Rückfahrt von einer
Reise nach Europa sich wieder von
seiner alten Leidenschaft hinführen
ließ. Als er die zehntausend Dollars
verloren, kam es wie ein Taumel über
ihn. Er erklärte seiner Tochter, die
mit ihm reiste, wortbrüchig sei er nun
ja doch einmal geworden, jetzt sei ihm
alles eierlei. Er würde jetzt solange
wetten, bis er den Verlust wieder ein-
geholt oder bis er sein ganzes Ver-
mögen verloren hätte. Ganz — or!“

Das Fräulein war entsetzt, befiel
aber glücklicherweise den Kopf oben.

Sie sprach mit mir, setzte mir aus-
einander, daß für sie und ihre Ange-
hörigen ein mühsam aus Trümmern
aufgebautes Glück auf dem Spiele
stand und entwickelte dann einen recht
klugen Plan: ich sollte ihren Vater
das Geld auf irgendeine Weise wieder
gewinnen lassen. Wenn das geschehen,
wollte sie ihn auf seine Zulage stüt-
zen, nicht mehr wetten zu wollen, so-
bald der Verlust ausgeglichen sei.“

„Ein kluger Plan?“ meinte die Zu-
hörerin ironisch. „Mir scheint, die
junge Dame war unerlaubt klug.“

„Ich sollte doch keinen Schaden ha-
ben!“ erwiderte er eifrig. „Sie wollte
mir alles später ersparen, wollte es mir
sogar schriftlich geben!“

„Und das haben Sie nicht ange-
nommen?“

Er warf ihr einen kühlen Blick zu.

„Madame! Ich habe mich über die-
ses Erlebnis wohl schon zu eingehend
ausgelassen! Möchten Sie nicht Ihre
andern Fragen stellen?“

„Oh, noch nicht! Es ist viel zu
wichtig, zu erfahren, wie weit Sie in
Ihrem Leichtsinne gegangen sind! Der
„kluge Plan“ gelang?“

„Ja.“

„Und haben Sie Ihr Geld wieder-
bekommen?“

„Mein Geld? Ich habe mir einge-
bildet, ich hätte es nicht beisehen.“

„Und auch in Ihrer jetzigen Lage
haben Sie keine Schritte gethan, die
Schuld einzufordern?“

Er blickte wieder zu Boden.

„Einmal bin ich dem Fräulein be-
gegnet. Ich wollte es anreden —
nicht wegen des Geldes, sondern —
er stotzte. „Meine Kleidung war
schon zu schlecht. Als ich an mir
berief, schämte ich mich und ging
ich aus dem Wege.“

„Und dieses Fräulein? Hat es Sie
nicht gefucht? Oder sollte es sich bei
dem Troste beruhigt haben, Sie seien
so reich, daß sie den Verlust der zehntau-
send Dollars leicht verschmerzen
könnten? Es giebt doch keine andere
Entschuldigung!“

Konrad Eichberg mußte noch eine:
„Es ist ja schon drei lange Jahre
her!“

Er sagte es und griff wie geblendet
nach den Augen.

Die feine, beringte Hand der „Charitas“
Vertreterin hatte die Lampe be-
rührt. Sie war bis zur halben Zim-
merhöhe emporgeschneilt und strahlte
ihre Licht nun in weitem Bogen aus.

Als ihm die Helle erträglicher ge-
worden, sprang er verwirrt auf.

Das hübsche Gesicht, in das er
blickte, war ihm nicht fremd, und dem-
noch erschrocken er.

„Fräulein!“

„Endlich habe ich Sie gefunden!“
wie sie frohlockte. „Endlich! Sie
haben es mir nicht leicht gemacht, und
ich danke es nur dem Umstande, daß
mir als Vorstandsmitglied der „Charitas“,
Ihr Gesuch vorgelegt wurde, daß
Sie mir nun nicht mehr aus dem
Wege gehen können. Jetzt halte ich
Sie fest, bis wir abgerechnet haben!
Ihre zehntausend Dollars sind zins-
tragend angelegt. Papa hat es selbst
in seinem Testamente so bestimmt, als
er im vorigen Jahre starb, und Sie
können jederzeit über das Geld ver-
fügen.“

Er sträubte sich, er wollte kein Ei-
genthumrecht mehr anerkennen.

„Wollen Sie denn ewig ein schlech-
ter Geschäftsmann bleiben?“ fragte sie
da, fast verzeihselt. „Und dann be-
haupten Sie, Sie seien zu dumm für
Amerika und ein Bekoogel dazu! Sie
haben nur keinen Behauptungs- und
können nicht rechnen! Aber Sie sind noch
jung genug, um es zu lernen. In un-
serem Geschäft wird gut gerechnet, auch
ich rechne fleißig mit. Wollen Sie sich
in unsere, in meine Lehre geben?“

Das nahm er mit Freuden an.

Und als sie sagte: „Ihr Kapital
werde ich verwalten, bis Sie Ihre
Verzeihszeit mit Erfolg beendet haben!“
da konnte er zum ersten Male nach
langer Zeit wieder aus fröhlichem Her-
zen lachen. Und ihnen beiden war,
als öffnete sich die rosenbeträugte Pforte
zu einer lichten Zukunft.

Der neue gelbe Mond.

Vor 300 Jahren, am 4. April 1609,
nach von Amsterdam aus ein kleines
Schiff in See, das von der Ostindi-
schen Kompagnie ausgerüstet worden
war, um die nördliche Durchfahrt nach
China und Japan zu finden. Das
Schiff „Der Halbmond“ (de halve
maan) genannt, wurde von einem im
Dienst der Kompagnie stehenden
Engländer Henry Hudson, geführt.
Er mußte unrichtiger Sache um-
kehren, wandte dann den Kurs nach
Westen und lief am 12. September
1609 bei der Manhattan-Insel an
derselben Stelle, wo heute New York
steht, in den später nach ihm genann-
ten Fluß Hudson ein. Zeitgenannter
Tag soll in diesem Jahre als Stif-
tungstag der holländischen und ersten
europäischen Niederlassung an der
Küste des Atlantischen Ozeans in
Amerika festlich begangen werden, und
man wird es nur natürlich finden,
wenn die Anregung zur Zueignung an
dieser Erinnerungsfeier in den Nie-
derlanden auf einen sehr empfäng-
lichen Boden gefallen ist, besonders da
eine Anzahl bekannter Gelehrter und
Forscher, wie Dr. Bredius, Dr.
Moess, Dr. Martin u. a. von dem
Holländischen „ausländischen tere-
spondierenden Beratern“ ernannt
worden waren. In Holland nahm
ein aus höheren Marine-Offizieren
und anderen Würdenträgern bestehender
Ausschuß, dessen Vorsitz Dr.
Prinz Hendrik der Niederlande über-
nahm, die Sache in die Hand, und es
wurde beschlossen, den Ver. Staaten
eine möglichst wahrheitsgetreue Nach-
bildung des „Halbmond“ als nieder-
ländisches Nationalgeschenk und als
eine Art Wiederentdeckung des durch
die Ereignisse gelösten Bandes der
früheren Zusammengehörigkeit anzu-
bieten.

Die Ausführung dieses schönen
Planes stieß aber auf nicht unerheb-
liche Schwierigkeiten, denn eine Ab-
bildung des „Halbmond“ konnte trotz
der eifrigsten Nachforschungen nicht
gefunden werden. Man war deshalb
im allgemeinen auf die noch vorhan-
denen Werte über den alt-holländischen

Schiffbau angewiesen, außerdem gab
das noch vorhandene Journal der
Voorsten Hudsons wichtige Aufschlüsse
über die Einrichtung des kleinen
Fahrzeuges, und ein glücklicher Zufall
führte es, daß man auf eine im Am-
sterdamer Prenterabtrieb vorhandene
alte Profilart von Amsterdam, die
im Jahre 1606 erschien, aufmerksam
gemacht wurde, auf welcher nach der
Schiffstypus des „Halbmond“ aller
Wahrscheinlichkeit nach vorkommt.

Das auf der Reichswerft in Am-
sterdam aus Eichenholz gebaute Schiff
ist ein Dreimaster von etwa 80 Ton-
nen, seine Abmessungen betragen 60
bei 14 bei 6 Amsterdamer Fuß, und
da während des Baues von Zeit zu
Zeit die Beschichtung bereitwillig ge-
stattet war, so konnte man sich auch
einen deutlichen Begriff von der inne-
ren Einrichtung und Konstruktion
machen. Man erlah daraus u. a., daß
er für die Matrosen bestimmte Raum
nur etwa 4 Fuß hoch war, sodas diese
nur in gebückter Haltung sitzen oder
liegen mußten, wenn sie die zwei an
Vord vorhanden Geschütze bedienten.

Am 28. Juni, Morgens 11 Uhr, setzte
sich der „Halbmond“ von der Werft
aus in Bewegung, und von einem
Dampfer geschleppt, fuhr er langsam
und vorichtig durch die zahlreichen,
geöffneten Brücken der Amstel ent-
lang. Tausende von Menschen hatten
die Ufer und die Brücken besetzt, und
als das Schiffchen an der Terrasse des
Amstelhotels vorbeiführ, brachten ihm
die hier weilenden Amerikaner einen
Ehrenruf. Es war ein merkwürdiger,
uns ungewohntlich in längst ver-
gangene Zeiten zurückbringender An-
blick, dessen Musik noch gesteigert
wurde, als das Fahrzeug an den
historischen Stellen vorbeiführ, die
heute noch von der Macht und der
Seeherrschaft der Provinz Holland
erzählen. Zu der braunen Farbe des
Schiffsrumpfes bildete der einfache
Schmuck des Spiegels einen interes-
santen Gegenstand, man sah zuerst den
Halbmond, um den Namen des
Schiffes tenbar zu machen, dann das
Wappen von Amsterdam, als des Dres-
tes der Herkunft, sowie das bekannte
Monogramm, das große V mit O und
C (Vereenigde Ostindische Compagnie)
und darüber den Buchstaben A
(Amsterd.) (Amsterdam). Vom
Vordmast wehte die alte Flagge der
Stadt Amsterdam, rot, weiß u. blau
mit vergoldeten Wappen, vom großen
Mast die Staatenflagge mit einem in
die Höhe steigenden rothen Löwen, ein
Weißbündel in der Maste, auf gelbem
Feld; sämtliche Segel waren an den
Masten und Rahen festgeschmürt, was
nicht gerade einen ästhetischen Anblick
bot, aber die mit blutrothem Stoff
überzogenen Verankerungen der
Mastkörbe gewährten dafür eine pi-
tante Abwechslung. Der „Halb-
mond“ geht nach Rotterdam, von wo
er auf einem der Frachtschiffe der
Rotterdam-Amerika-Linie als Ded-
last nach dem Ort seiner Bestimmung
gebracht werden wird. Wie es hieß,
hätte sich kein Schiffer gefunden, der
es gemagt hätte, mit diesem Fahrzeug
den Weg über den Ozean zu machen,
wiewohl auf den ersten Blick sich die
Ueberzeugung aufdrängen mußte, daß
dieses dinständige Schiff auch in ras-
senden Sturm siegreich die Probe be-
stehen würde. Wahrscheinlich hätte
die Weltkommission sich auch scharflich
entschieden, die Erlaubnis zu einem
solchen Wagnis zu geben, denn der
für dieses Geschenk gemachte Kosten-
aufwand war so bedeutend, daß er
den Zufälligkeiten einer wenigstens
auf Wochen dauernden Seereise nicht
auf gutes Glück preisgegeben werden
durfte.

Die Stojwellen der Seebeben.

Das entzückende Erdbeben in Süd-
italien war mit einem Seebeben ver-
bunden, dessen Wellen die Uferstrichen
überfluteten und weithin Tod und
Verberben brachten. „Seebeben“ sind
ihrem Wesen nach natürlich nichts an-
dres als Erdbeben. Sie unterscheiden
sich von den letzteren nur dadurch,
daß bei ihnen durch die Erschütterung
des vom Meere bedeckten Seegrundes
auch die darüberflutende größere Was-
sermenge erschüttert wird. Diese Er-
schütterung pflanzt sich fort, bis die
aufgewühlten gewaltigen Wellen die
Küste treffen. Man bezeichnet diese
Wellen der Seebeben, weil sie ihre Ent-
stehung dem auf dem Meer ausgeübten
Stoß verdanken, als „Stojwellen“. Sie
zeichnen sich durch die bedeutende
Schwindigkeit aus, mit der sie fort-
schreiten, wie auch durch die Höhe, die
sie bei der Brandung gegen die Küsten
erreichen, da sie die größte Höhe der
Naturwellen im offenen Ozean um
das Zweifache und Dreifache übertra-
fen.

Große Verberungen richt* die

Stojwelle eines Seebebens an, das
sich am 21. Juli 305 an den Küstenri-
chen Griechenlands, Kleinasiens und
Nordafrikas ereignete. Nach den er-
sten Erschütterungen zog sich das Meer
weit zurück, so daß in den Häfen die
Schiffe auf dem Trodenen saßen.
Das Volt vergnügte sich damit, in den
aufrückenden Flutpeln die Fische
mit den Händen zu fangen. Bald
aber brauste die Stojwelle in gewaltigem
Schwall heran und über die Kü-
sten hinweg, so daß zahllose Gebäude
zerstört wurden. Als sich die Welle
verlaufen hatte, ergab sich, daß viele
Schiffe nicht nur getentert waren, son-
dern daß auch einzelne, wie in Alexan-
drien, durch die Kraft der Welle bis
auf die Dächer der Häuser geschleudert
worden waren.

Eine erstaunliche Ausbreitung er-
langten die Stojwellen des See-
bebens, das das große Erdbeben von
Lissabon am 1. November 1755 beglei-
tete. Man verfuhr hier zuerst zwei
Erdstöße. Längere Zeit nach dem zwei-
ten Stoße erschien eine zwölf Meter
hohe Welle, die die in dem Hafen an-
ternden Schiffe losriß und das neue,
aus Marmorblöcken gebaute Hafensoll-
wert hinwegspülte. Der ersten Welle
folgten noch drei andere nach. Spä-
tere Wellen pflanzten sich an der spani-
schen Küste entlang fort. In Cadix
traf am elf Uhr zehn Minuten ein
Wellenberg von 60 Fuß Höhe ein und
zerstörte nicht nur Theile der Festungs-
mauern, sondern durchbrach auch die
Landzunge, die die Stadt mit dem
Festland verband. An der Küste von
Madaira machte sich das Seebeben um
elf Uhr fünfminütig Minuten be-
merkbar. Zuerst wich das Meer auf
der Nordseite der Insel hundert
Schritte zurück, dann folgte eine land-
einwärts gerichtete Welle von
viereinhalf Meter über der Hochwasser-
marke. Die Stojwellen wiederholten
sich fünfmal und nahmen langsam an
Stärke ab. Aber damit war das
Wirkungsgebiet des Seebebens durch-
aus nicht begrenzt. Südwärts reichte
die Stojwelle vielmehr bis in die briti-
schen Häfen und zog dann bis nach
Hambura und Glückstadt weiter, wo sie
um ein Uhr anlangte. Noch weiter
ging sie westwärts. Sie überschritt
quer den Atlantischen Ozean und brand-
ete gegen die amerikanische Küste und
die Westindischen Inseln. In Antia-
na erschienen sie um dreieinhalf Uhr
Nachmittags in einer Höhe von 10 bis
14 Fuß. Auf der Insel Saba stieg
die See über 20 Fuß.

Der Hauptausgangspunkt der Stoj-
wellen ist der Stille Ozean. Mit den
häufigen Erdbeben am Bruchrande der
indianischen Westküste verestell-
schaften sich fast stets Seebeben, durch
die toisofale Wellen erreat werden, die
dann von der einen Seite des Stillen
Ozeans bis zur anderen hinübertra-
fen, und zwar mit einer solchen Kraft,
daß durch den Wogenenschwall noch an
Punkten Verkerungen anerachtet
werden, die mehr als zehntausend Ki-
lometer von dem Erschütterungserd
entfernt sind.

Ein solcher Fall ereignete sich bei
dem Beben von Arica an der peruani-
schen Küste, das am 13. August 1868
stattand und Land und See gemein-
sam erschütterte. Der erste Stojwelle
wurde fünfminütig Uhr Nachmittags
wahrgenommen. Etwa zwanzig Mi-
nuten später überflutete das Meer 7
bis 10 Fuß hoch den Strand und zog
sich dann bis auf eine Seemeile zurück.
Darauf brach eine ungeheure Welle
über das Meerelände herein, das bis
zu 60 Fuß Höhe über der Hochwasser-
marke überflutet wurde. In ver-
ständlichen Worten wiederholen sich
diese Ueberflutungen mehrfach. Die
Stojwellen rollten nun westlich und
südwärts über den Ozean. Auf der
Insel Raja trafen sie elf Stunden, auf
der Chathaminsel, östlich von Neusee-
land, fünfzehn Stunden, auf Neusee-
land selbst, und zwar im Hafen von
Antifoen, neunzehn Stunden nach
dem ersten peruanischen Stoß an. In
diesem Hafen zog sich das Meer zuerst
mit einer Geschwindigkeit von 20 Fuß
in der Sekunde zurück, so daß alle
Schiffe auf den Grund gerieten. Da-
nach lönete eine mächtige Woge an, die
die Schiffe von den Anfern losriß und
soweit in das Land hineinriß, daß
noch zwei Kilometer von der Küste ent-
fernt Brücken fortgeschwemmt wurden.
Nach später erreichten die Stojwellen
das Festland Australiens. Vier zö-
sten erst nach dreihundzwanzig Stunden
die selbstthätigen Pegel in Sydney ihre
Ankunft an.

Die Weigerung der Luftschiffbau-
gesellschaft Zeppelin, Ballons an das
Ausland zu liefern, beweist, daß es
immer noch Leute gibt, denen für
Geld nicht alles feil ist.

Wie die Kongoneger abten.

Im „Bulletin de la Societe Belge
de Geographie“ veröffentlicht Dr. E.
Biene eine Arbeit über die Zählme-
thoden der Negere im Kongogebiet, aus
der hervorgeht, daß es sich hierbei
keineswegs um ein einheitliches Ver-
fahren handelt, sondern daß oft recht
große Verschiedenheiten herrschen. Sein
in übersichtlichen Tabellen zusamen-
gefaßtes Material reicht von der
Küste des Atlantischen Ozeans durch
das Kongo- und Kassaigebiet bis zum
Uelle und den großen Seen. Von In-
teresse ist, daß bei allen beobachteten
Stämmen das Ausprechen einer Zahl
stets von mimischen Aeußerungen be-
gleitet ist. So sagt ein Mongo fünf, so
hält er die offene Hand hin, spricht er
zehn aus, so legt er beide Handflächen
aneinander, während der Baluba beim
Ausprechen von fünf die linke Hand,
beim Ausprechen von zehn oder beide
Hände schließt. Der Mongo kann sich
bis 15 durch Hand- und Fingerschreiben
verständlich machen. In dem bezeich-
neten Gebiete herrscht bei den Schwarzen
theils dezimale, theils quinäre
Zählart. Während bei der ersteren
von den betreffenden Negern niemals
die Fäße benutzt werden, wenn sie eine
Zahl ausprechen, so ist dieses der Fall
bei den Stämmen mit quinärer Zähl-
methode. Die Abarambo deuten zehn
durch Aneinanderkloppen der Hände
an; 15 dadurch, daß sie beide Hände
auf ein Bein schlagen, 20 durch Auf-
schlagen beider Hände auf beide Beine.
Die beiden Zählarten, die dezimale
und die quinäre, fallen mit ethnogra-
phischen Grenzen zusammen: erstere
kommt den Bantu, letztere den Suban-
nearen zu. Doch will, bei den engen
Handelsbeziehungen usw. an den
Grenzen dieser beiden Völkereithe-
lungen, Biene sie keineswegs stets als
ein direktes Rassenszeichen aufge-
faßt sehen, da oft Vermischungen statt-
finden.

Anschauungsunterricht.

Um ihnen durch Anschauungs-
unterricht zu zeigen, wie wenig das Ver-
derben sich lohnt, hatte der New York
Richter Kofalsthy ein Duzend
leichterer Verbergen überführt, aber
für die Dauer guten Verhaltens in
Freiheit gesetzte halbblühende Jungen
den Generalassistenten rufen lassen.
Als Objekt für seiner praktischen Ab-
schreckungsmethode diente dem Richter
der wiederholt vorbeistrafte, 36 Jahre
alte Aaron Hirsch. Als der des Dieb-
stahls eines Biergeschirrs gefän-
dige Mann vorgeführt wurde, fragte
ihn der Richter:

„Hirsch, wie viel haben Sie in
Ihrer Verberberkarriere Ihre Dieb-
stahle eigentlich eingebracht?“

„Weniger als hundert Dollar“, er-
widerte der Mensch kleinlaut. „Ich
versuchte oft, wieder ehrlich zu wer-
den, aber ich habe Frau und vier Kin-
der, von denen eines im Sterben
liegt, und ich konnte die Kleinen doch
nicht verhungern lassen.“

„Das schüßt Sie nicht, denn Sie
sind professioneller Dieb“, unterbrach
ihn Richter Kofalsthy streng. „Ich
verurtheile Sie zu 2½ Jahren Zucht-
haus.“

Zu den vorgeladenen Anaben ge-
wandt, fuhr Se. Ehren fort: „Da
habt Ihr gesehen, daß das Stehlen
sich auch dann nicht bezahlt, wenn es
gewerbsmäßig betrieben wird. Nehmt
Euch die Lehre zu Herzen und werdet
anständige, brauchbare Bürger.“

Zeisenblasen als Athembung.

Ein holländischer Arzt, Dr. Dotmar
in Harlem, ist auf eine recht einfache
und originale Idee gekommen, um
Kinder, die aus gesundheitlichen Grün-
den Athembungen machen sollen, zu
veranlassen, diese Uebungen auch so
anständig, d. h. die Athembunge so tief
zu machen, daß sie den gewünschten
Wirkung erreichen. Jedes Kind bekam
eine Pfeife und eine Schüssel mit Zei-
senblase und wurde angewiesen, die
Zeisenblasen zu machen und dabei zu
trachten, recht große Blasen fertig zu
brachten. Die Pfeifchen wurden eröff-
net, so daß die frische Luft herein-
strömen konnte und die Kinder dehnten
ihre Brust mit dem Erfolg, daß die
Athembunge aller Kinder sich vergröß-
erte. Ein einfaches Mittel, das al-
tenhalben nachgeahmt werden kann.
Dr. Dotmar ließ seine Schülfer drei-
mal in der Woche zeisenblasen.

Jetzt weiß man nicht, steigt der
Preis des Schweinefleisches in Iowa-
belde oder in schwindelhafte Höhe.
Der Schweine hat, hat jedenfalls
„Schwein“.

Einem jungen Dame in Clayville,
Va., hat, während sie sich in ihrer Hän-
gematte schaukelte, ein Blick des
Stumpfband abgerissen und den
Stumpf ausgezogen. Müssen erge
Schwerenöder sein, die Blitze in Vir-
ginia.